

Der Spiegel

für

Kunst, Eleganz und Mode.

Wöchentlich erscheinen zwei Nummern Haupttext und ein illuminiertes Modenbild; monatlich wenigstens zwei literarische Beilagen unter dem Titel: „Der Schmetterling“ und mindestens eine besondere Kupferbeilage; dann außerordentliche Beilagen. — Halbjähriger Preis 4 fl., postfrei 5 fl. E. W. — Man pränumeriert im Kommissionsamt in Wien, in F. Tomala's Kunsthandlung in Pesth und bei allen k. k. Postämtern.

Das Frühstück eines Gasconners.

Der gute Gasconner Croisbognac sprang an einem schönen Vormittag freudetrunken aus dem Schiffe, welches ihn glücklich nach der Insel Martinique getragen hatte. Er war ein brolliger Patron, ein alter Hagestolz, dessen größte Glückseligkeit der Kaffe ausmachte, welchen er jedem andern Getränk auf der Gottes-Welt vorzog. Er war reich, und in seiner Bornirtheit ein solcher Sonderling, daß man ihn füglich für einen Engländer hätte halten können, wenn ihn nicht sein patois allenthalben beim ersten Wort als Sohn der Gasconne bezeichnet hätte.

Croisbognac hatte in seiner heimathlichen Provinz immer nur Kaffe von Martinique getrunken; den Kaffe von Martinique zog er stets allem andern vor, denn er behauptete steif und fest, daß derselbe eigentlich aus der Gasconne stamme, daß einer jener zwei Kaffeebäume, die man im Jahre 1718 aus dem königlichen botanischen Garten zu Paris nach Martinique gesendet hatte, der Adam jener acht Millionen Kaffeebäume, ein Ableger eines Kaffeebaumes gewesen sei, den sein Urosvater in der Gasconne heimlich von einem fremden Seefahrer erhalten und väterlich gepflegt hatte. Wem je ein Gasconner begegnet ist, der weiß, wie stark diese ehrlichen Leute im Glauben — und Lügen sind.

Er wandelte noch immer in einer Art von Rausch des Entzüdens auf dem Marktplatz zu Saint Pierre, der Hauptstadt auf Mar-

tinique, und beschaute sich mit lecherm Gaumen die mancherlei Landprodukten, welche von Negern und an Neger verkauft wurden, die den größten Theil der Bevölkerung daselbst ausmachen.

Er bemerkte einen kleinen schmutzigen Afrikaner mit verwirrem krausem Haar, eine wahre Diebsphysiognomie, welche sich schlau nach allen Seiten umsah, und endlich einer alten, widerwärtigen Verkäuferin nahte, mit welcher er schnell und heimlich einen Handel abschloß. Der Neger steckte einen kleinen röthlichen Kuchen zu sich, denn er gekauft hatte, verbarg ihn sorgfältig und schlich sich dann an eine Hausseke, um denselben ungestört zu verzehren. Unbemerkt folgte ihm Croibognac lauschend nach, und bemerkte mit wahrem Neid, wie der Neger mit der größten Gourmandise ein Stück seines Bekerbissens nach dem andern verschlang.

Croibognac hatte dies kaum gesehen, als er, der lange nichts als Schiffszwiebel gespeist und sich nach der fremden Landeskost sehnte, zu derselben Verkäuferin schritt und um einen bedeutenden Preis der scheuen und unwilligen Verkäuferin einen gleichen Kuchen abhandelte, über welchen er mit wahrem Heißhunger herfiel und von dem er alsogleich ein bedeutendes Stück verschlang. In der Wuth seiner Begier hatte er die ersten Bissen gar nicht mit Zunge und Gaumen schmeckend untersucht, sondern die zähe Masse auf einen Schluck hinabgewürgt, als ihn plötzlich eine tödtliche Uebelkeit besiel, so das er vor Ekel und den Folgen desselben wie eine Leiche zusammensank.

Man brachte ihn in ein Haus, legte ihn zu Bette und begann den Grund seines plötzlichen Erkrankens zu erforschen. Im Anfang war es umsonst, denn sein Gesicht verzerrte sich konvulsivisch, so oft irgend einer der schwarzen Wärter sich nahte. Die Geschicklichkeit eines französischen Arztes machte ihn endlich wieder genesen, und das erste vernünftige Wort, was seinen Lippen wieder entfloß, war die Frage, wann das nächste Schiff nach Frankreich absegle.

„In diesem höllischen Lande,“ rief er, „wo zwar der beste Kaffee von der Welt wächst, wo aber die Giftmischer öffentlich auf den Straßen herumlaufen, hält mich kein Gott zurück.“

„Erklären Sie doch nur gefälligst,“ unterbrach ihn der Arzt.

Croibognac raste: „Wie! Was! Erklärung fordern Sie? Warum sperrt man diese Giftfresser nicht ein, welche durch ihr Beispiel ehrliche Leute aus Frankreich verführen, während diese rabens schwarzen afrikanischen Teufel ohne Schaden diese saubern Bekerbissen verschlingen. Dort, mein Herr! dort in meinem Kol finden Sie

die Ueberreste der Bescherung. Ein Schiff! Ein Schiff! Keinen Tag will ich länger hier bleiben!“

Der Arzt suchte, fand die Hälfte des bewußten Kuchens und brach in ein unaussprechliches Gelächter aus. „Um Gotteswillen!“ rief er, „wer hat Ihnen, mein Herr, zu diesem Gerichte Appetit gemacht? Wissen Sie, was Sie verzehrt haben?“

„Nun? — In's T. . . s Namen!“

„Caouac! mein Herr! Letten! gebakene Erde!“

„Herr! Sie wollen mich . . .“

„Nicht im Geringsten. Diese Kuchen aus Erde sind eine heimatliche Lieblingspeise der Neger aus Guinea, und sie verschaffen sich dieselbe heimlich — auch hier, obgleich die Regierung den Verkauf derselben streng untersagt hat.“

Der Gascogner machte ein ellenlanges, mißtrauisches und doch wieder gläubiges Gesicht. „Nun soll mich . . .“ rief er mit Emphase. — „Ich will ein Gaudieb sein, wenn sie mich in Paris nicht für einen Lügner halten, wenn ich ihnen erzählte, daß ich auf Martinique ein déjeuner von Erde gespeist habe. Guten Morgen, mein Herr! Hier für Ihre Bemühung. Ich eile, was ich kann, in den Hafen. Mich soll der Teufel holen, wenn diese Schwarzen nicht alle den Teufel im Leibe haben. — Gott behüte jeden ehrlichen Christen vor so einem Frühstück.“

Der italienische Räuber Mazzocchi.

Die italienischen Räuber sind eine Menschenglasse, welche unter sich eine organisirte Gesellschaft bildet und tragen eine Uniform oder eine gewisse Tracht, welche offen ihr Handwerk zeigt. Die gewöhnlich reiche Kleidung dieser Banditen ist fast immer höchst materisch. Sie tragen gemeinlich gestickte Beinkleider und ihre Brust ist mit Medaillen und Reliquen bedeckt. Ihre breitkrämpigen Hüte sind mit buntfarbigen Bändern geschmückt, ihre Haare durch seidene Bänder zusammengehalten und ihre Sandalen von Tuch oder Leder, die mit äußerst weichen Riemen an den Füßen befestigt werden, erlauben ihnen, schnell Berge hinan zu klettern und an dem Rande von Abgründen hin zu gehen. Ein breiter Gürtel von Leder oder Seide, mit Pistolen und Dolchen gespickt, und eine Büchse auf den Rücken vollenden ihren Anzug und ein großer nachlässig über die Achseln geworfener Mantel schützt sie bei schlechtem Wetter und dient

ihnen zugleich als Bett, wenn sie in den Bergen bivouakiren. Sie kennen alle Wege und Stege und haben ihre Schlupfwinkel in unzugänglichen Wäldern. Der guten Meinung und der Freundschaft der unklüfftlichen Bewohner dieser Gegenden gewiß, denen sie nie etwas zu leide thun, die im Gegentheile bisweilen Verdienst von ihnen haben, werden diese Räuber in den Dörfern und selbst in einigen Grenzstädten wo sie ihre Beute verkaufen, als eine Art ilt legitimer Helden angesehen.

Zu dieser Menschenklasse gehörte auch Mazzocchi, der durch seine Schönheit, seine Gewandtheit und seine Thaten berühmt war. Die Reisenden, welche er, als er frei war, mit etwas zu viel Vertraulichkeit heimgesucht hatte, besuchten ihn ihrerseits, als er Ketten trug. Die Herzogin von Devonshire ließ sich von ihm seine Abenteuer erzählen und ließ ihm, entzückt über seine Schönheit und Beredsamkeit, Geld zurück, damit er sich seine Gefangenschaft erleichtern könne.

Mazzocchi war stolz auf seine Schönheit. Eines Tages hielt er einen jungen Maler fest, welchen die Liebe zu der Kunst zu weit in die Berge gelockt hatte. Er hatte nichts als eine Mappe bei sich, gehörte aber zu dem Gefolge eines italienischen Fürsten, der, sagte er zu Mazzocchi, ohne Zweifel Lösegeld für ihn bezahlen würde. „Erst male mich,“ — sagte der Räuber zu ihm und setzte, als das Portrait vollendet war, hinzu, Nun schreibe an deinen Gönner, daß er mir 500 römische Thaler als Lösegeld für dich schicken müsse.“ Der Fürst antwortete, daß er im Augenblicke das geforderte Geld nicht habe, schickte aber einen Wechsel, dessen Betrag jedem, der den Wechsel zurück bringen würde, ausgezahlt werden solle. „Was zum Teufel sollen wir mit einem Wechsel machen?“ fragte Mazzocchi. „Ich brauche Gold oder Silber.“ Dann legte er ein Blatt Papier vor den Maler hin, damit dieser noch einmal an den Fürsten schreibe. Dieser that es und als er den Brief zusammenlegen wollte, sah er auf der andern Seite das Portrait des Räubers, das er kurz vorher hatte zeichnen müssen. Er wollte deshalb den Brief zurücklegen oder zerreißen, als Mazzocchi zu ihm trat und sagte: „Es ist mir ganz recht, wenn diese Zeichnung nach Rom kommt, damit sie der Fürst sieht; er wird eine bessere Meinung von mir erhalten, wenn er mein schönes Gesicht erblickt.“ Der Brief ward nach Rom geschickt; die Eitelkeit ließ also Mazzocchi vergessen, daß er sein Cignalement der Justiz selbst überreiche.

Man erzählt auch, Mazzocchi habe einst in einer stürmischen, schrecklichen Regennacht in einer Bergschlucht der Apenninen im Hin-

terhalt gelegen. Ein Reisender zu Pferde kam vorüber. „Den Beutel oder das Leben!“ rief ihn Mazzocchi an. — „Ach! Herr, da werden Sie sehr wenig bekommen,“ erwiderte der Reisende und reichte ihm einen römischen Thaler hin. — „Pfui!“ antwortete der stolze Bandit, „glaubst du, ein Mann, wie ich, sei in solchem Wetter an einen solchen Ort einer solchen Kleinigkeit wegen gekommen? Behalte deinen Thaler und hier hast du noch eine Zehne in Gold dazu; kommst du aber zurück und du hast deinen Beutel nicht besser gefüllt, so erschiese ich dich.“

Man sagt, daß der Reisende auf einem andern Wege zurückgekehrt sei.

Nachdem Mazzocchi seiner Haft entlassen war, bat er um die Gnade, einem italienischen Fürsten, der sich für ihn interessirt hatte, danken zu dürfen. Der Fürst nahm sich vor, bei dieser Gelegenheit ein kleines Fest zu geben, und lud viele Personen dazu ein. Der berühmte Räuber erzählte seine Abenteuer, man beklagte die Verirrungen seiner Jugend, bewunderte seine Kühnheit und seine Beredsamkeit und erlaubte ihm endlich an den Spielen Theil zu nehmen. Die ganze Gesellschaft war entzückt, den Mann ohne Gefahr so nahe bei sich gesehen zu haben, vor dem der römische Staat gezittert hatte. Am andern Morgen bemerkte man jedoch, daß die schönsten antiken Vasen aus dem Hause des Fürsten verschwunden waren und mehr als eine römische Dame beklagte den Verlust irgend eines Schmuckes, den der Held des Abends geschickt genug sich zuzueignen gewußt hatte. Mazzocchi hatte einer so verführerischen Gelegenheit nicht widerstehen können und eine unbezwingliche Liebe zu seiner frühern Beschäftigung führte ihn in die Berge zurück, welche der Schauplatz seiner ersten Thaten gewesen waren. Er fand seine frühern Genossen wieder und erzählte ihnen die Geschichte von der fürstlichen Gesellschaft. Ein alter Räuber aber, der wohl wußte, daß die Kerkerlust der Treue gefährlich ist und ein Räuber nicht umsonst bei einem großen Herrn zugelassen wird, wählte, Mazzocchi sei ein Spion und Verräther und stieß ihm, auf diesen Argwohn hin, als echter Römer, den Dolch in die Brust.

Der Adler fällt über einen Schwan her.

In Edinburgh in Schottland lebt jetzt ein Amerikaner, der sein ganzes Leben in den Wäldern von Nordamerika mit Beobachtung der Vögel zugebracht hat, worüber er so eben ein Werk in En-

gland herausgibt und der sich selbst den Mann der Wälder *Amerilas* nennt. Folgende Bemerkungen theilt er über den Adler mit: „Wenn man im Herbst, wo Tausende von Vögeln den Norden verlassen und nach Süden wandern, auf dem Mississippi fährt, und zwei Bäume erblickt, die ihre Häupter über alle andern emporheben, so richte man seine Augen in die Höhe. Hier ist der Adler, der sich auf dem Gipfel des Einen der Bäume wiegt. Sein Auge funkelt und scheint wie eine Flamme zu brennen. Aufmerksam betrachtet er die ganze Wasserstrecke; sein Blick verweilt auf dem Boden; er beobachtet, er wartet; kein Geräusch entgeht ihm. Auf dem gegenüber befindlichen Baume steht das Weibchen Schildwache. Von einem Augenblicke zum andern scheint sein Geschrei das Männchen zur Geduld zu ermahnen. Dieses antwortet mit einem Flügelschlage, mit einer Neigung seines ganzen Körpers und mit einem Kreischen, das dem Lachen eines Wahnsinnigen gleicht. Hierauf richtet es sich wieder in die Höhe; nach seiner Unbeweglichkeit und seinem Schweigen zu urtheilen, sollte man es für eine Bildsäule halten. Die Enten aller Art, die Wasserhühner, die Trappgänse (*outardes*) fliehen in geschlossenen Bataillonen, welche der Strom mit sich fort nimmt. Der Adler verachtet diese Beute und diese Verachtung rettet sie vom Tode. Endlich gelangt ein Ton, welchen der Wind auf dem Strome vortreibt, den Adler zu den Ohren; er gleicht dem Klange und der Raufigkeit eines kupfernen Instrumentes; es ist der Gesang des Schwanes. Das Weibchen gibt durch einen aus zwei Noten bestehenden Ruf dem Männchen Nachricht davon; der Adler zittert am ganzen Leibe; zwei bis drei Hiebe mit dem Schnabel, die er sich schnell in sein Gefieder versetzt, bereiten ihn auf seine Unternehmung vor; er fliegt fort.

Der Schwan kommt wie ein in der Luft segelndes Schiff; sein schneeweißer Hals ist vorwärts gestreckt und sein Auge funkelt vor Unruhe. Langsam nähert er sich und es läßt sich ein Kriegesgeschrei vernehmen. Er erblick seinen Henker, zieht seinen Hals nieder, beschreibt einen Halbkreis und bietet alle seine Kräfte auf, um dem Tode zu entgehen. Ein einziges Rettungsmittel bleibt ihm übrig, das darinnen besteht, sich in den Strom zu tauchen, allein der Adler merkt die List; er zwingt seinen Raub, in der Luft zu bleiben, indem er sich immer unter demselben hält und ihm in den Bauch und unter die Flügel zu haken drohet. Diese Schlaueit, um welche der Mensch den Vogel beneiden würde, verfehlt niemals ihren Zweck. Der Schwan wird matt, und verliert alle Hoffnung der Rettung. Nun scheuet sich sein Gegner nicht mehr, ihn in den Strom zu wer-

fen. Er versetzt ihm einen Schlag mit den Klauen unter den Flügel und stürzt ihn umgekehrt auf den Fluß.

Nicht ohne Schauer sieht man den Triumph des Adlers; er tanzt auf dem toten Schwane herum, stößt ihm seine Klauen tief ins Herz, schlägt mit den Flügeln und heult vor Freude. Sein Weibchen eilt zu ihm, alle beide wenden den Schwanz um, durchbohren ihm die Brust mit dem Schnabel und saugen das noch warme Blut aus.

Fische auf dem festen Lande.

Theophrast schrieb eine „Abhandlung über die Fische, welche auf der Erde leben,“ indeß ist uns davon, nebst mehreren andern Schriften desselben, nur der Titel übrig geblieben. Eine von einem neuern Naturforscher erwähnte Thatsache läßt vermuthen, daß der griechische Philosoph nur Wahrheit schrieb. Hancock, ein englischer Arzt in Guiana, hat von Demerary an einen Freund in England einen Brief geschrieben, der merkwürdige Umstände von einem Fische des Dorasgeschlechts enthält. Diese Fische haben am Kopfe einen dicken, knöchigten Schild und ähnliche Schuppen am ganzen Körper. Ihre Rücken- und Brustflossen haben eine dichte spitze Gräte mit einer oder zwei Reihen scharfer Zaken, wodurch sie einer Säge ähnlich werden. Dieser Doras (Kürassfisch) hält sich gewöhnlich in Teichen und Sümpfen auf. Wenn aber in der trockenen Jahreszeit das Wasser an diesen Orten zu verschwinden anfängt, verlassen diese Fische dieselben zu gleicher Zeit, gehen auf das feste Land und schnellen sich vorwärts, um anderes Wasser zu suchen. Campbell, ein Landsmann Hancocks, begegnete einmal einem ganzen Heere solcher Fische, von denen die Neger des Hrn. Campbell mehrere Körbe voll sammelten. Nach dem Zeugnisse der Indianer verwenden diese Fische bisweilen die ganze Nacht zu solchen Wanderungen. Ihre Bewegungen auf der Erde gleichen gewissermassen denen der zweifüßigen Eidechsen und sind so schnell, daß ihnen ein Mensch kaum folgen kann.

Die Indianer behaupten ferner, diese Fische nähmen Wasser auf solchen Reisen mit; und nach Hancocks Bemerkungen besitzen sie eine so große Absonderungskraft, daß ihr Körper, so lange sie leben, nie ganz trocken werden kann. Wischt man sie mit einem Tuche ab, so werden sie den Augenblick wieder feucht.

Derselbe Fisch hat außerdem noch die Eigenheit, daß er sich ein Nest bauet, dieses behauptet und sorgfältig, bis die Jungen auskriechen, bewacht. Das Nest besteht aus einem Haufen dürerer Blätter oder Pflanzen. Das Männchen und Weibchen, denn sie leben in Monogamie, bewachen das Nest. Dies machen sich die Neger zu Nutze; sie stellen in der Nähe des Nestes die Hand in das Wasser, und sobald sich dies bewegt, schießt der Fisch zur Vertheidigung des Nestes herbei und wird gefangen.

Ein Schlammvulkan.

Auf der Insel Java findet man in der Nähe von Kulu folgende vulkanische Merkwürdigkeit: von weitem bemerkt man einzelne Rauchwolken, die sich stoffweise vom Boden erheben und wieder verschwinden. Kommt man aber näher, so daß man durch die Rauchwolken nicht mehr am Sehen verhindert wird, so findet man eine halbklugelförmige Masse von schwarzem Schlamme, die etwa 16 Fuß im Durchmesser hat und sich bis zu einer Höhe von 20 bis 30 Fuß emporhebt. Hier zerspringt sie mit einem dumpfen Geräusche und spritzt nach allen Seiten eine beträchtliche Menge schwarzen Schlammes umher. Ein Paar Sekunden darauf erhebt sich eine neue Schlammblase, wie die vorige, vom Boden empor, steigt zu derselben Höhe und zerspringt auf die nämliche Art. Dies Schauspiel dauert ununterbrochen so fort. Während der Regenzeit sind die Explosionen heftiger und werfen mehr Schlamm aus; dieser hat übrigens einen durchbringenden Schwefelgeruch und ist wärmer als die ihn umgebende Luft. Dieser Schlammvulkan befindet sich in einer Gegend, die sehr reich an Salzquellen ist.

Konzert-Anzeige.

Vesth. Morgen gibt Herr Schinn, Bassist des hiesigen Theaters, ein Privatkonzert im Saale des Donaubades. Man kann sich mit Recht einen angenehmen musikalischen Genuß versprechen.

Modenbild. Nr. 23.

Pariser Anzüge vom 20. Mai. Die Dame: Reißstrohhut. Ueberrock von Degandie. — Der Herr: Seidenhut. Ueberschlagener Frak. Kasimier. Pantalons.

Herausgeber und Verleger Franz Wiefen.

Ueberste



Modelblatt z. Spiegel.

1832

XXIII